

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

Bertuch, Friedrich Justin

Rumburg, 1809

[Pflanzen]

[urn:nbn:de:bsz:31-263280](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263280)

G e t r e i d e - A r t e n .

Nro. 1. Spelt oder Dinkel.

(Triticum spelta.)

Der Spelt ist eine Gattung Weizen, und gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Getreide-Arten, deren Korn am größten und schwersten ist, und das feinste und weißeste Mehl giebt. Er wird in Deutschland vorzüglich in den Rheingegenden, in Franken und Schwaben gebaut, und giebt das feine Mehl, welches unter den Namen Nürnberger oder Frankfurter Mehl so berühmt ist.

Man hat Spelt mit Grannen und ohne Grannen, und beyde Sorten sind einander völlig gleich. Fig. a. zeigt seine Blüthe und sein Korn.

Nro. 2. Heidekorn oder Buchweizen.

(Polygonum fagopyrum.)

Griechenland und die Turkey sind das Vaterland des Heidekorns oder Buchweizens, als woher er vor ohngefähr 400 Jahren zuerst nach Italien kam, und damals unter dem Nahmen frumentum saracenicum bekannt war. Er wächst in dem schlechtesten Sandboden, und ist daher ein wichtiges Geschenk für arme Sandgegenden. Er wird nicht hoch, hat dreyeckige Blätter, welche bey dem Eintritte der Reife, nebst dem Stengel, roth werden, (Fig. b.) blühet roth, und trägt ein schwarzes dreyeckiges Korn, (Fig. c.) woraus gewöhnlich kein Brodmehl, sondern bloße Grütze gemacht wird, wovon man Suppenbrey und dergleichen Mehlspeisen kocht, und welches eine sehr gute und nahrhafte Kost giebt.

Nro. 3. D e r R e i ß .

(Oryza sativa.)

Aethiopien soll ursprünglich das Vaterland des Reises gewesen seyn, der jetzt die erste und wichtigste Getreide-Art und der erste Gegenstand des Ackerbaues in allen heißen Ländern von Asien, Afrika, Amerika und Europa geworden ist. Er treibt einen etwa 4 Fuß hohen rohrartigen Haln mit Schilfblättern, und eine büschelförmige Aehre oder Rispe, blühet grünlich, (Fig. d.) und trägt ein weißes längliches Korn (Fig. e) das allgemein bekannt ist. Es giebt hauptsächlich zweyerley Sorten von Reis, nemlich Bergreis und Sumpfreis. Der Bergreis wird auf trockenen Boden und Anhöhen gesäet, und wird weit



höher geschätzt, als der Sumpfreiß, weil er weißere, schwächere und härtere Körner, die sich länger halten lassen, trägt; allein er ist weniger ergiebig, und sein Bau mehr Zufällen ausgesetzt; deshalb wird er auch nicht so allgemein gebaut, als der Sumpfreiß. Dieser wird auf tiefe, morastige Gründe gesät, welche man, so lange bis die Aehren schossen, 1 Fuß tief unter Wasser setzt; welches daher die Gegenden, wo viel Reiß gebauet wird, sehr ungesund macht. Nach der Aerndte werden die Körner ausgetreten, auf einer Reißmühle enthället, sorgfältig gedörrt, (weil er sich sonst nicht hält) und als Handelswaare versendet. Als Speise wird der Reiß auf vielerley Arten zubereitet. Auch wird aus demselben, mit dem Weine der Cocospalme vermischt, der Arak gebrannt.

Spelt oder Dinkel.

(*Triticum spelta.*)

Diese in unsern Gegenden weniger bekannte Getreideart ist eine Gattung des Weizens, und hat also die nämlichen Geschlechtsmerkmal, wie dieser. Als Gattung unterscheidet er sich durch die dreyblüthigen Aehren und durch die abgestumpften Blumendeckspelzen, welche nur in der Mitte mit einer Spitze versehen sind.

Er gleicht dem äußern Ansehn nach dem Weizen sehr, bekommt aber keinen so hohen und starken Halm wie dieser. Die Körner sind auch etwas kleiner, und sitzen sehr fest in den Hülsen, geben aber ein vortreffliches weißes und sehr kräftiges Mehl. Man kennt einige Spielarten dieser Getreideart, wovon die eine Speltgerste heißt, weil sie der Gerste mehr ähnelt. Ihre Körner halten das Mittel zwischen Roggen und Weizen. Sie wird auch als Sommergetreide gebauet. Die gewöhnlichere Art ist jedoch der Winterspelt, welcher im Herbst, wie anderes Wintergetreide, gesäet wird. Dieser muß, wenn er gut gerathen soll, einen schweren und fetten Boden haben. Er gedeihet nur in einem südlichen Klima; das unfrige ist ihm nicht zuträglich. In den Rheingegenden, in Franken und Schwaben, auch in Frankreich zc. wird er mit großem Vortheile gebauet. Unter diesem Himmelsstriche wird das Korn steinhart und sehr mehltreich, der Halm markig; in dem nördlichen Deutschland bleibt dagegen dieses leer und jenes weicher.

Da die Körner des Spelts so fest in den Hülsen sitzen, so müssen sie nach dem Ausdreschen auf eine Schälmaschine gebracht, und von denselben befreuet werden. Je nachdem das Mehl durch feinere oder gröbere Beutel geht, ist es der Güte nach verschieden. Es wird von vielen noch dem Weizenmehle vorgezogen. Das bekannte nürnbergische und frankfurter Mehl ist ein sehr feines Speltmehl, und wird weit und breit verfahren. Es dient zu den schönsten Backwerken und zu anderem Gebrauch in der Küche. Das Brod davon ist jedoch spröder als das vom Weizen, und hat keinen recht angenehmen Geschmack. Vermischt man es aber mit Roggen- oder Weizenmehl, so wird es wohlschmeckender. Unenthülset ist der Spelt ein vortreffliches Pferdefutter, und besser als Hafer. Man braucht ihn auch in der Brauerey, und macht Stärke, Graupen zc. davon.

Heidekorn oder Buchweizen.

(*Polygonum fagopyrum.*)

Diese Getreideart gehört nicht zu den Gräsern, wie die übrigen, sondern zu einem Pflanzengeschlechte, welches gemeinlich den Namen Knöterich führt, und wovon mehrere Gattungen bey uns in Gräben, auf Wiesen, Ängern 2c. wild wachsen.

Der krautartige, gerade aufschießende Stängel des Buchweizens wird nach der Güte und Beschaffenheit des Bodens 1. auch 2 Fuß hoch und drüber. Er steht oberwärts rötlich aus, und zertheilt sich in mehrere kleine Nebenzweige. Die Blätter sind herzförmig, pfeilsförmig, ungezahnt und mit rötlichen Rippen durchzogen. Sie nehmen nach dem Standorte bald eine dunklere, bald eine hellgrünere Farbe an. Die rötlich weißen Blumen kommen an den Enden der Zweige und an den Spitzen des Stängels im Juli und August hervor, je nachdem die Pflanze zeitig oder spät gesäet wird. Sie haben einen bleibenden, fünfspaltigen, inwendig gefärbten Kelch, keine Blumenkrone, meistens 3 Staubgefäße, und hinterlassen einzelne dreyeckige Samen. Die Pflanze gehört in die achte Klasse des Linnerei'schen Systems (Octandria, Achtmännige).

Sie ist kein einheimisches Gewächs, sondern kam vor 3 oder 400 Jahren aus der Türkey nach Griechenland, und von da nach Italien; sodann verbreitete sie sich auch in andern europäischen Ländern. Da sie unser Klima sehr gut verträgt, schnell aufschießt, und mit dem schlechtesten Kies- und Sandboden vorlieb nimmt, so ist ihr Anbau in vielen Gegenden Deutschlands sehr vortheilhaft und wohlthätig. Da, wo die Kultur derselben als Hauptsache betrieben wird, säet man sie im Mai in frisch bereiteten und etwas gedüngten Boden, und egget den Samen, wie anderes Getreide, gehörig unter. Man braucht etwa 60 Pfund Ausfaat auf einen Acker von 100 Ruthen. Liegt dieser an einem recht warmen sonnigen Ort, und regnet es bald nach dem Aussäen, so geht der Same bald auf, und kommt auch bald zur Blüthe, welche oft den ganzen Sommer hindurch währt. Die Körner reifen demnach nicht alle zu gleicher Zeit, sondern nach und nach. Die reifen fallen ab, und werden auch von den Vögeln begierig gefressen. Ueberdies gehen noch viele beym Abmähen und Einfahren verloren. Dies ist freylich ein großes Uebel bey dem Anbau des Buchweizens. Reiste der Same zu Einer Zeit, und säße er fester, so würde man ungemein reichere Aernten halten. Im August fällt die Aernte.

Da, wo man andere Getreidearten mit größerm Vortheil bauet, säet man den Buchweizen als Viehfutter. Es geschieht dies, wenn der Roggen abgeerntet ist. Man pflügt zu dem Ende die Roggenstoppel um, und streuet den Buchweizen hinein ohne weitere

Düngung. Sobald er überall in Blüthe steht, fängt man an, ihn wie Klee zu mähen und dem Vieh vorzuwerfen. Er giebt ein kräftiges und gedeihliches Futter für das Rindvieh, und saugt den Acker gar nicht aus, sondern düngt ihn vielmehr, und erstickt das Unkraut. In England pflügt man ihn in völliger Blüthe unter, und düngt auf diese Weise das Feld damit. — Aus den Blüthen ziehen die Bienen reichlichen Honig.

Die Körner werden zu verschiedenem Gebrauche angewendet. Man mäset Vieh damit. Das Federvieh gedeihet insonderheit gut darnach. Sie geben auch Del und Bier. Mit andern Malze vermischt kann ein vortrefflicher Brantwein davon gebrannt werden, der eine bläuliche Farbe bekommt. Aus dem reinen Mehl läßt sich Brod und anderes Backwerk bereiten. In unsern Gegenden benugt man den Buchweizen am meisten zu Grütze, die unter dem Namen *Heidegrütze* sehr häufig umhergetragen und verkauft wird. Man macht davon verschiedene Sorten. Von den gröbern giebt ein Scheffel Samen etwa 10 Mäßen. Die sehr feine Grütze, die man auch *Gries* nennt, und die eine sehr wohlschmeckende Speise giebt (zumal mit Milch gekocht), wird auch aus Buchweizen bereitet. Man erhält von dieser Sorte aber nur Eine Maße aus dem Scheffel, das übrige giebt gröbere Grütze.

Im Lüneburgischen, in der Mark und andern sandigen Gegenden Deutschlands wird die Kultur des Buchweizens eifrig betrieben.

D e r R e i s .

(*Oryza sativa.*)

Daß der Reis (Reis) zu den Gräsern gehört, lehrt der erste Anblick. Diese höchst wohlthätige Getreideart, die in vielen Ländern ein eben so großes Bedürfniß ist, wie bey uns der Roggen, treibt einen rohrartigen, 3 bis 4 Fuß hohen Stängel von der Dicke einer Gänsespuhle. Die Blätter sind fast unsern Zwiebeln oder Porreblättern gleich. Die Aehre hat anfangs einige Aehnlichkeit mit der Gerstenaehre, breitet sich aber nach und nach immer weiter aus, und bildet, wenn sie ihre Vollkommenheit erlangt hat, einen schönen Büschel, an welchem die Blüthen hervorkommen. Von diesen hat jede ihren besondern zweispelzigen Kelch und eine zweispelzige Blumenkrone, deren äußere fünfeckige Spelze begrannt ist. Sie enthalten 6 Staubgefäße und 1 Fruchtknoten, der mit 2 Nectarblättchen umgeben ist. Der Same ist auf beyden Seiten gestreift und in der Blume eingeschlossen. Die Pflanze gehört in die 6te Klasse des Systems (Hexandria, Sechsmännige).

Das ursprüngliche Vaterland des Reises ist unbekannt. Linnæe nimmt Aethiopia dafür an. Freylich ist wohl der wärmere Theil des Erdbodens die eigenthümliche Heimath. Indes kann die Pflanze auch ursprünglich in Asien, z. B. in China oder Ostindien, zu Hause gehören. Jetzt hat sich dieselbe über den ganzen Erdboden verbreitet, und wird in allen Erdtheilen da gebauet, wo es nur Boden und Klima erlauben. In Europa geräth der Reis in Portugall, Spanien und Sicilien am besten.

In Indien unterscheidet man zwey Hauptsorten: den Sumpfreis und den Bergreis. Ersterer ist der gewöhnlichste. Er führt seinen Namen von dem Standorte. Die Felder, auf welchen er gebauet wird, müssen tief liegen. Am besten schicken sich dazu morastige Gegenden, die sogar selbst unter Wasser stehen. Man richtet sie so ein, daß das Wasser abgelassen werden kann. Der Boden wird sodann gerade gewalzt, und durch gezogene Dämme in mehrere Stücke oder Reviere getheilt. Die Dämme dienen dazu, das Wasser nach Belieben ab- und zuzulassen. Auf einem von diesen Reviere wird nun Reis ziemlich dick gesät, und Wasser darüber gelassen. Haben die jungen Pflanzen einen 5 oder 6 Zoll hohen Halm getrieben, so verpflanzt man sie auf ein oder mehrere andere Reviere, einen halben Fuß weit von einander, reihenweise, und läßt einen Fuß hoch Wasser darüber. Wenn die Aehren sich zu zeigen anfangen, muß sogleich das Wasser abgelassen werden. Gegen die Zeit der Reife stellen sich ungeheure Schaaren von Vögeln ein, welche den Reis wegfressen. Zur Verschreckung derselben setzt man rings um das Reisfeld eine hinlängliche Anzahl Klappermühlen.

In einigen Gegenden verpflanzt man den Reis gar nicht, sondern läßt ihn auf dem Plage reif werden, wohin er gesät wurde. Im vierten Monat nach dem Säen erfolgt die Aernthe. Die Aehren werden mit Messern abgeschnitten, und wenn sie trocken genug sind, ausgedroschen. Dies geschieht nicht, wie bey uns, sondern man breitet den Reis auf Matten an der Erde aus, und läßt ihn entweder durch Ochsen, die im Kreise darüber hingetrieben werden, oder durch Sklaven austreten. Letztere müssen es mit bloßen Füßen thun, und daher spritzt oft das Blut aus denselben hervor. Durch dieses Austreten wird aber der Reis noch nicht in der Gestalt erhalten, wie wir ihn kaufen, sondern er hat noch seine Hülsen. Von diesen wird er durch eigene Mühlen befreyt, in welchen der untere Stein mit Kork belegt ist. Wenn er von der Mühle kommt, hat er die Farbe und Gestalt des bey uns käuflichen. Er hält sich in diesem Zustande nur Ein Jahr, und taugt nicht zum Verfahren in fremde Erdtheile. Denn er erhitzt sich leicht, kommt in Gährung, und verdirbt, oder wird von kleinen Insekten zerfressen. Um ihn gegen diese Uebel zu verwahren, und ihm zu laugen Reisen die gehörige Dauer zu verschaffen, dörrt man ihn entweder bey Ofenhitze, oder in der brennenden Sonnengluth jener Gegenden. Je sorgfältiger man dabey verfährt, desto besser und länger hält sich der Reis.

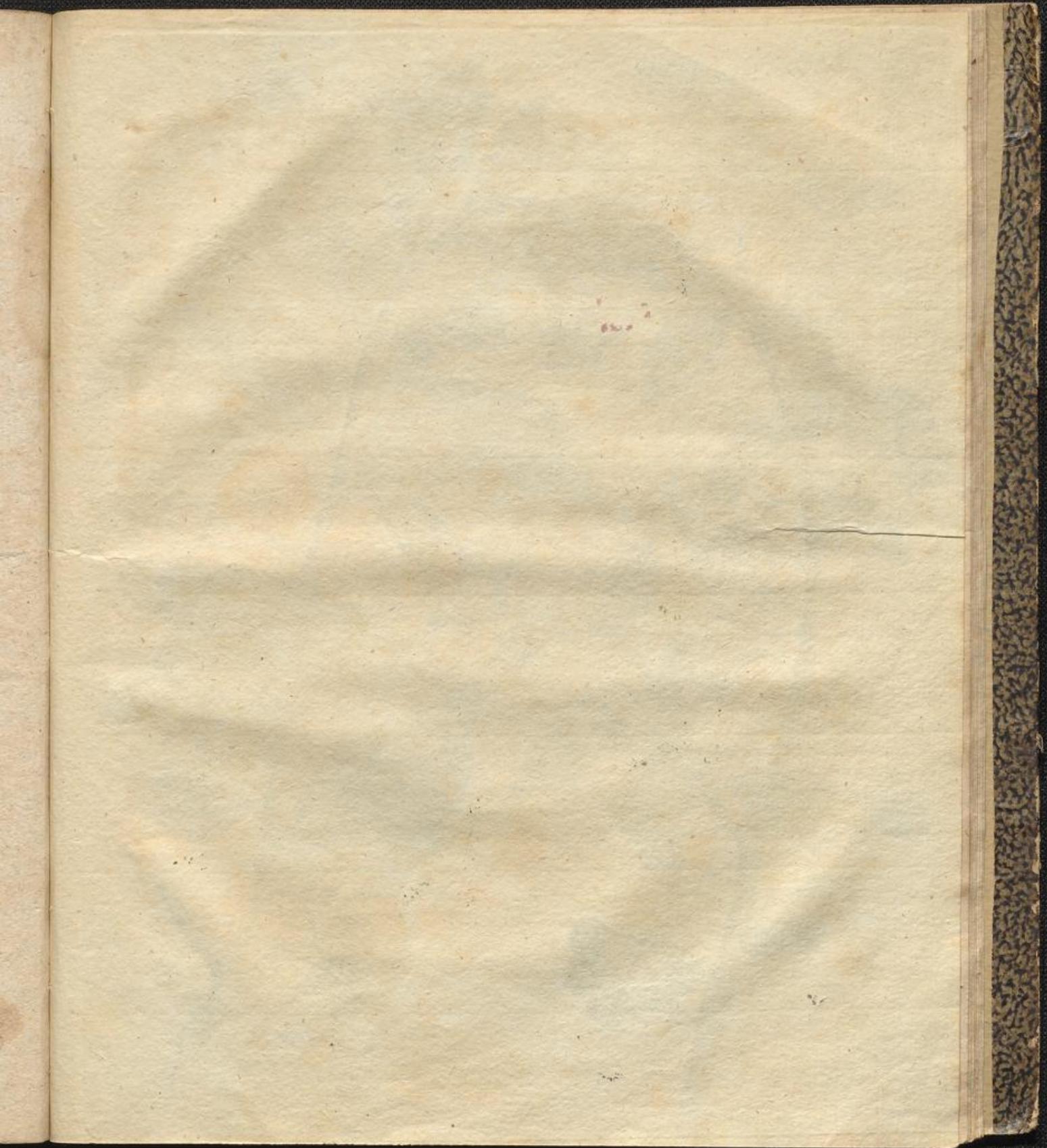
Der Bergreiß verlangt gerade den entgegengesetzten Boden. Trockne Ebenen oder Anhöhen, die nur durch Regen bisweilen befeuchtet werden, sind zu seinem Anbau nothwendig. Er erfordert weiter keine Mühe, und giebt weit schönere, weißere und härtere Körner, die überdies einen lieblichen Geschmack haben, als der Sumpfreiß. Dessen ungeachtet wird er nicht häufig angebauet, und dies hauptsächlich aus dem Grunde, weil er lange nicht so ergiebig ist, als der Sumpfreiß, der oft über das dreißigste Korn an Ausbeute liefert. Man düngt zu dem Bergreiß die Felder gemeinlich mit Asche. Auf Sumatra, das zum Theil dick mit Waldung bedeckt ist, hauet man die Bäume auf den Anhöhen um, verbrennt sie zu Kohlen und Asche, und düngt mit letzterer die Reisfelder. Dieser auf Bergen gewonnene Reis kommt seiner Seltenheit wegen, und weil er theuer ist, fast gar nicht in den Handel.

In den eigentlichen Reisländern kennt der Mensch fast keine andere Nahrung, als diese Getreideart. Er wird theils zu Brod gebacken, theils in Wasser gekocht gegessen. Vornehmere wissen ihn zu mannichfaltigen Gerichten zuzubereiten. Auch in Europa ist er so gemein, daß selbst der wohlhabendere Landmann ihn verspeiset. Es wird auch jährlich eine unbeschreibliche Menge aus andern Theilen der Erde, vorzüglich aus Asien und Amerika, nach Europa versührt. Thunberg sagt, daß der japanische Reis allen andern an Weiße, Fettigkeit und Weiche übertriffe. Die Körner sind kleiner, als von andern Sorten. Er ist aber sehr theuer, und kommt selten nach Europa. In Deutschland wird meistens Reis aus Carolina verbraucht. Der aus der Levante ist noch schlechter, als der europäische. Zu dem besten europäischen soll der mailändische gehören. Es wird übrigens in dem südlichen Europa eine ansehnliche Menge gewonnen. In Deutschland ist der Gewinn freylich weniger beträchtlich, doch nicht ohne Vortheil. Am meisten wird der Reis im Marggrafthum Mähren gebauet. Man hat aber auch im Sächsischen und Lüneburgischen Versuche gemacht, ihn im April ausgesäet, und im August geerntet. Er hat sich auch vervielfältiget, wenn der Boden gut gedüngt war; allein es ist ihm dennoch das Klima zuwider. Vielleicht thäte man besser, Versuche mit dem Bergreiß zu machen, der wahrscheinlich das deutsche Klima besser vertragen würde.

Das starke Getränk, der Kak oder Arak, wird bekanntermaßen aus Reis, Zuckerrohr oder Palmensaft bereitet. Der meiste kommt aus Goa und Batavia. In Europa braucht man ihn vornämlich zum Punsche.

Man verfertigt auch Reismehl. Die feinste Sorte, welche Reißblume heißt, wird auf folgende Art bereitet: man wäscht geschroteneu Reis erst in siedendem, dann in kaltem Wasser, trocknet ihn sodann, und zerstoßt ihn endlich in Mörsern zu sehr feinem Pulver. In Nürnberg wird auch Reismehl bereitet und versendet.

In China verfertigt man allerley Gefäße aus einer Masse, welche dem Reisse ähnellet, und auch Reißstein heißt; dergleichen Gefäße kommen über Rußland nach Europa. Man glaubte lange, daß Reis die Bestandtheile dazu liefere; allein chemische Untersuchungen haben die Vermuthung nicht bestätigt.





Einheimische Giftpflanzen.

Nro. 1. Tollkirsche oder Tollbeere. (*Atropa bella donna*. L.)

Die Tollkirsche ist eines der stärksten und gefährlichsten Giftkräuter, weil ihre kirschenähnlichen Beeren Unwissende und Kinder sie zu essen einladet. Diese staudige Pflanze wächst bey uns in schattigen Waldungen und auf Bergen, und wird oft bis sechs Fuß hoch. Sie hat eyrunde, oft 6 Zoll lange Blätter, welche auf der untern Seite weißgelblich sind, eine schmutzig röthlich violette Glockenblume, aus welcher eine Beere entsteht, die zur Zeit der Reife glänzend schwarz wie reife Kirschen ausseht, und wegen ihres süßlichen Geschmacks öfters von Kindern gegessen wird, worauf aber die schrecklichsten Zufälle der Vergiftung und oft der Tod erfolgen. Die beste Kur derselben besteht in schleunigen Brechmitteln und Weinessig. Sowohl die Blätter, Wurzeln, als Beeren werden in den Apotheken als sehr starke, und bey hartnäckigen Uebeln wirkende Arzneymittel gebraucht. Verschiedene Thiere, z. E. die Schafe und Kaninchen, fressen die Blätter ohne Schaden.

Nro. 2. Der Nachtschatten. (*Solanum hortense*. L.)

Diese nicht minder gefährliche Giftpflanze wächst bey 2 Fuß hoch in Gärten, an Landstraßen, und gern an Mauern und auf Schutthaufen. Sie blühet weiß im August, und trägt Büschel schwarzer Beeren, welche gleichfalls von Kindern oft gegessen, und diesen wegen ihren giftigen Eigenschaften oft sehr gefährlich werden. Uebrigens ist der Nachtschatten, davon es mehrere Arten giebt, eine Arzneypflanze, welche, von Aerzten gebraucht, gute Wirkung thut.

Tollkirschen oder Tollbeeren.

(*Atropa bella donna.*)

Diese Pflanze, die auch *Wolfskirsche* und *Belladonna*, d. i. schöne Frau *), genannt wird, besitzt sehr giftige Eigenschaften, und verdient daher, daß man sich genau mit ihr bekannt macht. Sie ist ein strauchartiges Gewächs, dessen Stängel oder Zweige aber nicht festes Holz bekommen, sondern im Frühlinge wieder aus der Wurzel treiben. Die Höhe der Stängel ist 4 bis 6 Fuß; ihre Farbe röthlich. Sie treiben bald über der Erde mehrere kleinere Nebenzweige, die alle mit vielen eyrunden, glattrandigen Blättern besetzt sind, welche oben eine dunkelgrüne, unten etwas weißliche Farbe und ungefähr 5 bis 6 Zoll Länge haben; doch richtet sich ihre Größe, so wie die Höhe der ganzen Pflanze nach der Beschaffenheit des Erdreichs, worin sie steht. Zwischen den Blättern kommen, meistens einzeln, im Juli oder August die dunkelbraunrothen Blumen hervor, die auf kurzen Stielen stehen, oder vielmehr schräg an dem Stängel herabhängen. Sie sind glockenförmig, und haben einen fünfmal getheilten einblättrigen Kelch. Die Blumenkrone ist am Rande fünfmal, aber nicht tief, eingeschnitten. Die fünf Staubgefäße stehen auf ihren Fäden von einander entfernt, und in ihrer Mitte befindet sich der Staubweg oder Stempel. Die Pflanze gehört in die fünfte Klasse des Linnéischen Systems (Pentandria). Nach der Blüthe erhebt sich der in seinem Kelche stehende Fruchtknoten, und wächst zu einer kugelförmigen, anfangs röthlich braunen Beere an, die große Ähnlichkeit mit den sauern Kirschen und dabey einen süßlichen Geschmack hat. Die Schönheit derselben und die kirschenähnliche Form sind so täuschend, daß Unkundige, insonderheit Kinder, leicht verleitet werden, sie zu kosten. Zur Zeit der Reife färbt sich die Beere glänzend schwarz. Sie ist zweysächerig, und enthält mehrere rauhe, nierensförmige Samen in sich.

Diese Beeren oder Kirschen sind es nun eigentlich, die man Tollkirschen, Wolfsbeeren, Teufelsbeeren u. nennt, wegen der giftigen Eigenschaft und betäubenden Kraft, die sie besitzen. Doch sind diese schädlichen Eigenschaften nicht der Beere allein, sondern allen

*) Weil man ehemals in Italien eine Schminke davon bereitete.

Theilen der Pflanze eigen. Man wird dies bey einiger Aufmerksamkeit auch bald gewahr, denn sie verbreitet einen widrigen betäubenden Geruch, der schläfrig, dumm und wahnwitzig macht. Abgeschnittene Theile der Pflanze erregen Entzündung der Haut, und machen das Blut faulend. Die Beeren sind jedoch am wirksamsten. Einige Thiere fressen die Blätter ohne Schaden, z. B. die Schweine; ja diesen dienen sie sogar in gewissen Fällen als Arznei. Auch den Schaafen und Kaninchen bringt ihr Genuß keinen sichtbaren Nachtheil. Allein bey andern Thieren, so wie bey Menschen, sind die Folgen traurig, welche der Genuß derselben nach sich zieht. Nur einige Beyspiele hier zur Bestätigung.

Vier Kinder, von denen das älteste 11 Jahr alt war, hatten sich an den Beeren satt gegessen. Eine halbe Stunde darnach wurden sie wie berauscht. Sie fingen an zu saeseln, empfanden einen unlöschbaren Durst, und fühlten Neigung zum Erbrechen, das jedoch nicht erfolgte. Endlich fielen sie in Wuth, knirschten mit den Zähnen, und bekamen Zusckungen. Der Augenstern war unbeweglich, das Gesicht braunroth und aufgeschwollen. Sie konnten weder die Kinnladen bewegen, noch schlucken. Auch der Magen schien seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit verloren zu haben, so daß große Gaben von Brechweinstein keine Wirkung thaten. Doch erfolgte diese Wirkung endlich durch den Reiz einer in Del getunkten Feder, und wurde nun durch den fortgesetzten Gebrauch des Brechweinsteins unterstützt. Man ließ sie hierauf abwechselnd das Brechmittel und eine Mischung von Essig, Wasser und Honig nehmen. Nun ließ zwar das Rasen nach, aber es erfolgte ein tiefer Schlaf, während welchem die Sehnen sprangen. Das Gesicht ward blaß, und so wie die Hände, kalt; der Puls war klein, hart und geschwind. Man gab jetzt Klystiere aus Kamillenblumen, Essig, Oxymel und Salz, welches eine Menge zermalnter Beeren abführte, und sodann ließ man, so oft die Kinder ermuntert werden konnten, wieder von dem oben beschriebenen Getränk trinken. Durch diese Mittel und durch eine Abführung kamen sie endlich am dritten Tage wieder zu sich, und mit der Zeit verlor sich auch, obgleich langsam, die Schwäche des Gesichts.

Diesen glücklichen Ausgang hatte man indeß der schleunigen Hülfe, vorzüglich den Brechmitteln und dem Essig zu danken. Dagegen weiß man viele Beyspiele, daß Personen nach dem Genuß der Beeren starben, weil ihnen diese Hülfe abging. So starb ein mehr als sechzigjähriger Mann 14 Stunden nach dem reichlichen Genuß dieser Beeren. Wein, welcher mit Belladonna geschwängert war, verursachte den Tod, und machte den Körper brandig. Bey einem Menschen, der am Genuße der Beeren gestorben war, fand man die Gedärme aufgetrieben und nebst der Leber und dem Gekröse entzündet. Den Magen eines Kindes fand man nach dem Tode an drey Stellen eingestossen. In dem Magen des sechzigjährigen Mannes bemerkte man zwar keine Spur von Entzündung oder Brand; dagegen verbreitete aber seine Leiche einen unerträglichen Gestank. Der ganze, sonst hagere Körper war fürchterlich geschwollen, und die ausfließende Feuchtigkeit griff

die Messer an. Auf der Haut entstanden hin und wieder blaue, brandige Blasen, das Blut war aufgelöst; andrer Kennzeichen von Fäulniß zu geschweigen.

So schrecklich nun aber auch die Wirkungen sind, welche vornämlich die Beeren der Belladonna hervorbringen; so sind sie doch in einigen Fällen mit Nutzen gegen gewisse Krankheiten angewendet worden. Jetzt braucht man nur noch die Blätter und Wurzeln in der Medizin. Letztere, welche die übrigen Theile der Pflanze an betäubender Kraft übertreffen sollen, sind ausdauernd, und bestehen aus unförmlich cylindrisch-runden Knoten, welche lange, schiefe und etwa fingersdicke Aeste treiben. Außerlich sehen sie gelb, inwendig weiß aus. Diejenigen thun die besten Dienste, welche zwey Jahr alt, an einen schattigen, gegen Winde sichern Orte gewachsen, und dabey weder an der Sonne noch am Feuer getrocknet sind. Von solchen Wurzeln enthält Ein Gran so viel Wirksamkeit, wie zwey Gran von den Blättern. Die Blätter nimmt man von Pflanzen, die weder zu alt, noch zu jung, und auf einem ihnen angemessenen Boden gewachsen sind. Auch die Blätter müssen mit Vorsicht getrocknet und dem Winde nicht ausgesetzt werden. Sowohl sie als die Wurzeln enthalten flüchtige Theile von widrigem Geruche. Zerreibt oder quetscht man sie frisch, oder hält man sich in einem engen Zimmer auf, wo sie zum Trocknen liegen, so empfindet man Unbehaglichkeit, Schwindel und Kopfweh. Diese flüchtigen Theile sind es vornämlich, welche auf die Nerven wirken. Wurzel und Blätter zeigen ungefähr dieselben Wirkungen, wie die Beeren. Man empfindet nach dem Genuße anfangs Trockenheit im Munde und im Halse. Es erfolgt Irreden, Raserey und endlich der Tod. Die Bosheit der Menschen hat sich bisweilen dieser Theile der Pflanzen zur Erreichung schändlicher Absichten bedient. Hiervon nur Ein Beyspiel.

Ein diebisches Weib verstand die Kunst, aus der Wurzel einen Absud zu machen, den sie mit Wasser bereitete. Sie suchte denselben solchen Personen in den Speisen bezubringen, bey denen sie Zutritt hatte. Fielen sie dann in Betäubung, so hatte sie bequeme Gelegenheit, sie zu bestehlen.

Als Arzneymittel hat man sich sowohl der Wurzel als der Blätter gegen manche und zum Theil sehr gefährliche Krankheiten bedient. Man führt verschiedene Beyspiele an, wo der Krebs dadurch geheilt wurde. Doch hat insonderheit die Wirksamkeit gegen die Hundswuth die Belladonna in den neuern Zeiten berühmt gemacht.

Im Jahre 1728 verkaufte ein Bergmann, Namens Richter, im Hannoverschen die gepulverte Wurzel als ein geheimes Mittel gegen die Hundswuth. Ein Prediger unweit Göttingen machte das Geheimniß bekannt, ohne jedoch die Dosis nach dem Gewichte anzugeben. In der Folge bemühte man sich, die Dosen zu bestimmen, stellte auch verschiedene Versuche an, und nahm wahr, daß die Belladonna den Ausbruch der

Wuth nicht nur hinderte, sondern sie auch heilte, wenn sie schon ausgebrochen war, das Gift mochte übrigens durch bloße Berührung mit dem Speichel, oder durch wirklichen Biß mitgetheilt worden seyn.

Man verfährt dabey auf folgende Art: Gleich nach dem Biße wird die Wunde mit Essig, Salzwasser oder Harn vermittelst eines Schwammes in Handschuhen ausgewaschen. Dies Waschen kann auch alsdann von Nutzen seyn, wenn die Haut unverletzt blieb, und nur vom Speichel berührt wurde. Die Wunde aber muß so viel als möglich bluten. Hierauf empfängt der Patient ein Brechmittel, wenn ein Arzt bey der Hand ist, und sodann 3 Pulver von der Belladonna; das erste auf der Stelle, das andere nach 48 Stunden, und das dritte nach Verlauf von andern 48 Stunden. Diese 3 Pulver sind gemeiniglich hinlänglich, die Wuth zu verhüten. Empfindet aber der Kranke hinterher noch Spannung in der Wunde, oder ist noch Geschwulst und Feuchtigkeit darin, so erhält er nach 72 Stunden noch 5 Pulver aus den Blättern. Von diesen wird einen Tag um den andern eins genommen. Neufern sich nach dem Einnehmen des Pulvers noch unangenehme Wirkungen, so wird der Gebrauch des nächsten bis zum dritten Tage verspart. Die Pulver nimmt man entweder mit Suppe von Hafergrüße, oder mit Wasser ein, nachdem sie vorher 2 Stunden lang im Wasser eingeweicht gelegen hatten. Nach dem Einnehmen muß der Kranke sich im Bette halten. Wird ihm der Hals oder die Zunge zu trocken, so kann man ihm ein Stückchen Zucker, kaltes Wasser oder Milch geben. Dem Schlasse darf er sich ruhig überlassen. Den folgenden Morgen muß er im Bette bleiben, und durch warme Getränke den Schweiß zu befördern suchen. Das Dunkelwerden der Augen hat nichts zu bedeuten. Bricht die Wuth während der Kur aus, oder war sie schon vorher ausgebrochen, so muß der Kranke im Bette gehalten und der Schweiß wohl befördert werden. Läßt die Wuth nach einem oder zwey Pulvern nicht nach, so wird eine Ader geöffnet, und die Dosis verstärkt. Die Wunde braucht, wenn sie groß und tief ist, nur mit Scharpie bedeckt zu werden. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Gabe der Belladonna nach den Umständen, z. B. nach dem Alter, der körperlichen Constitution des Patienten und nach dem Grade der Krankheit müsse eingerichtet werden.

Auf die eben beschriebene Art ist die Hundswuth bey vielen Menschen geheilt, oder ihr Ausbruch verhindert worden. Freylich war dies auch nicht jedesmal der Fall. Oft schlug das Mittel und die angewandte Mühe fehl. So viel ist indeß gewiß, daß der Belladonna die wirksame Kraft in dieser fürchterlichsten aller Krankheiten nicht abgesprochen werden kann. Bey den durch das Gift wilder Thiere angesteckten Menschen wirkt ein scharfer Reiz auf die Nerven, und erregt krampfhafte Zufälle. Die Belladonna schwächt nun aber die Empfindlichkeit der Nerven, hebt die Krämpfe, und schafft durch den häufigen Schweiß, den sie hervortreibt, die reizende Schärfe aus dem Körper fort.

Da die Manie und Melancholie in manchem Betracht Aehnlichkeit mit der Hundeswuth oder Wasserscheu hat, so ist man darauf versallen, die Belladonna auch in dieser Krankheit anzuwenden, und man hat ebenfalls davon glücklichen Erfolg gespürt. Auch in gewissen epidemischen Krankheiten der Thiere ist sie mit Nutzen gebraucht worden.

Man findet diese Giftpflanze in Gärten und auch in waldigen Gebirgsgegenden, z. B. in Thüringen, in großer Menge wild. Ehemals bereiteten Abergläubische die sogenannte Hexensalbe aus dieser Pflanze. Wer sich damit bestrich, gerieth in Begeisterung, und hatte ungefähr die nämlichen entzückenden Vorstellungen und Träume, wie diejenigen, welche das Opium gebrauchen.

Der Nachtschatten.

(*Solanum nigrum.*)

Der Nachtschatten, oder besser, schwarze Nachtschatten, kann allerdings zu den schädlichen einheimischen Pflanzen gerechnet werden. Nicht allein das Geschlecht, zu welchem er gehört, sondern auch der widrige Geruch, den er von sich gibt, machen ihn verdächtig, wenn man auch sonst nichts Schädliches von ihm wüßte. Die Geschlechtskennzeichen dieser Pflanze sind an den Blüthen ausnehmend deutlich. Wer die Kartoffelblüthen kennt, der wird in der Form zwischen beyden große Aehnlichkeit finden, so wie überhaupt mit allen andern Nachtschatten-Gattungen.

Die Pflanze wird nach Beschaffenheit und der Güte des Bodens 1 bis 2 Fuß hoch, und breitet sich in fettem Boden weit aus. Sie treibt krautartige eckige Stängel, mit sperrigen Nebenzweigen. Die dunkelgrünen Blätter sind eyrund, gezähnt und winklicht. Sie geben besonders den widrigen betäubenden Geruch von sich. Aus dem Stängel kommen weiße Blüthen in überhängenden doldenähnlichen Trauben hervor. Sie haben eine radförmige Blumenkrone, die aus Einem Blatte besteht, das aber, so wie der ebenfalls einblättrige Kelch, bis zur Hälfte eingeschnitten ist. Die durch die Einschnitte entstehenden Blättchen sind zurückgebogen. Die Staubbeutel sind ein wenig mit einander verwachsen, und haben an ihrer Spitze zwey klaffende Oeffnungen. Es sind deren fünf, daher gehört denn auch diese Pflanze mit der vorigen in Eine Klasse. Die Beeren, die nach der Blüthe grün, zur Zeit der Reife ganz schwarz, und bey einer gewissen Abart roth sind, haben ungefähr die Größe einer mittelmäßigen Erbse, sind zweysächerig und vielksamig.

Auf Gartenbeeten ist der schwarze Nachtschatten ein sehr lästiges und beschwerliches Unkraut, das sich durch die vielen kleinen Kerne, die eine einzige Beere einschließt, ungemein vermehrt, indem eine Staude überdies eine große Menge solcher Beeren trägt. Da es indess eine einjährige Pflanze ist, so darf man sich nur Mühe geben, sie überall auszujäten, ehe sich die Beeren färben und der Reife nähern. — Man findet sie in Menge an Bäumen, Wegen, auf Schutt- und Misthaufen &c. Sie blühet im Juli.

Ueber die Eigenschaften derselben hat man verschiedene Meinungen. Den Hühnern und Schweinen sind, Erfahrungen zu Folge, die Beeren ein Gift. Auch Kinder, die davon genossen hatten, starben zwar nicht, bekamen aber Raserey und Verzückungen. Von dem Kraute soll eine Mutter mit vier Kindern, nachdem sie dasselbe als Sallat gegessen hatten, Geschwulst des Gesichts und der Glieder, unerträgliche Schmerzen und endlich den kalten Brand bekommen, der Mann aber, der auch davon gegessen hatte, gar keinen Nachtheil verspürt haben. — Gleichwohl sagt man, daß die Pfauen das Kraut gern fressen. Auch bäckt man es in Dalmatien mit Butter, und genießt es wie Opium, um recht sanft einzuschlafen.

Außerlich ist das Kraut des schwarzen Nachtschattens schon von langen Zeiten her als Arzneymittel gebraucht worden. In den neuern Zeiten wandte es ein Arzt aus Irthum statt der Belladonna in Krebsartigen und andern Geschwüren an, und fand den Erfolg vortreflich. Auch vom innerlichen Gebrauche finden sich Beyspiele.

Aus dem Gesagten erhellet, daß man noch nicht hinlängliche und sichere Erfahrungen gemacht hat, um über die Wirkbarkeit und den Grad der Giftigkeit des schwarzen Nachtschattens ein entscheidendes Urtheil fällen zu können.